



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Wilhelm von Humboldt

Haym, Rudolf

Berlin, 1856

Die wahre wissenschaftliche Methode, dargestellt in dem Aufsatz: über die Aufgabe des Geschichtschreibers.- Scheinbare Abweichungen von dieser Methode.- Praktische Anwendung der Methode.- Ihr ...

[urn:nbn:de:hbz:466:1-48042](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-48042)

Dritter Abschnitt.

Methode und Darstellungsweise.

Ihr volles Licht jedoch können die philosophischen Anschauungen, welche Humboldt's linguistische Untersuchungen beherrschen, erst da empfangen, wo wir sie in Bewegung erblicken. Es ist erst die Methode seines Forschens und die Form seiner Darstellung, was uns den letzten Aufschluß über seine wissenschaftliche Ansichtswiese und zugleich den letzten Schlüssel zum Verständniß seiner sprachphilosophischen Behauptungen geben kann.

Auch in dieser Beziehung nun bringen die linguistischen Arbeiten Humboldt's das in seiner früheren wissenschaftlichen Thätigkeit Angestrebte zum Abschluß. Oftmals hatte er über die wahre Methode der Wissenschaft reflectirt. Aeußerungen wie die, daß bei allem Philosophiren die Anschauung und das Gefühl mit dem Verstande zusammenwirken, oder daß der Gedanke sich in die individuelle Natur des Gegenstandes vertiefen müsse, ließen einen Blick auf den Grund seiner Denkweise thun, ehe er nur irgend ein bestimmtes Thema selbständig zu behandeln den Versuch gemacht hatte. Aehnliche Reflexionen hatten fast in jedem seiner nachmaligen Aufsätze die sachliche Ausführung durchbrochen. Mehr oder weniger glücklich war er bestrebt gewesen, dieses Ideal des Philosophirens und Schriftstellerns, so oft er die Feder ansetzte, zu verwirklichen. Mit diesem Ideal hatte er zum Nachtheil der Verständlichkeit in den Horenaufsätzen, und zum Nachtheil wieder der Bündigkeit in den ästhetischen Versuchen gerungen. Aber seine Lehrjahre waren um. Er hatte das

Object gefunden, nach welchem er so lange umhergetastet; er hatte mit dem Object die Art und Weise von dessen Behandlung entdeckt. Nun endlich war er im Stande, die wahre wissenschaftliche Methode genau und erschöpfend zu charakterisiren. Er war nun endlich, und er wurde täglich mehr auch ihrer Anwendung Meister.

Es ist in der Einleitung zu der Abhandlung über den Dualis, wo er ganz im Allgemeinen aus der Sache selbst das wahre Verfahren in sprachwissenschaftlichen Dingen motivirt. Die Sprache nämlich geht aus der Tiefe des menschlichen Geistes hervor: die Wissenschaft der Sprache hat also einen Theil, der allein aus Ideen geschöpft werden kann. Die Sprache tritt in die Wirklichkeit in vereinzelter Individualität über: ihre Wissenschaft muß also nothwendig auch einen empirischen Theil haben. Die Sache selbst folglich fordert „die durch richtige Methodik geleitete vereinte Anwendung des reinen Denkens und der streng geschichtlichen Untersuchung.¹⁾ Unerörtert bleibt an dieser Stelle, worin diese „richtige Methodik“ bestehe. Längst jedoch hatte Humboldt eine ausführliche Antwort darauf gegeben. Recht eigentlich zu diesem Behuf hatte er die Abhandlung: „Ueber die Aufgabe des Geschichtschreibers“ geschrieben. Der Zweck dieser Abhandlung war kein anderer als die Darstellung der idealen Methode, wie sie im Grunde für alle Wissenschaften dieselbe ist, wie sie aber insbesondere der Sprachforscher mit dem Geschichtschreiber gemein hat. Denn auch der Sprachforscher ist Historiker und die Sprache in ihrer factischen Erscheinung ein lebendiges Stück Geschichte; sie ist „eine der Seiten, von welchen aus die allgemeine menschliche Geisteskraft in beständig thätige Wirksamkeit tritt.“²⁾

Der Historiker nun aber ist alles irdische Wirken und Geschehen treu und wahrhaftig darzustellen nur dadurch im Stande, daß er unverrückt zugleich die Ideen im Auge behält, welche die Weltgeschichte in allen ihren Theilen durchwalten und beherrschen. Zwei Wege, setzt Humboldt auseinander, müssen zugleich eingeschlagen werden, sich der historischen Wahrheit zu nähern: die genaue, partei-

1) G. W. VI. 564.

2) Einleitung zur Kawi-Sprache VI. 10.

Samm. W. v. Humboldt.

lose, kritische Ergründung des Geschehenen und das Verbinden des Erforschten, das Ahnden des durch jene Mittel nicht Erreichbaren.¹⁾ Auch in der Charakteristik der wahren wissenschaftlichen Methode mithin geht Humboldt von dualistischer Anschauung aus und zu einer einheitlichen Anschauung hin. Und zwar vermittelt wird diese Wendung abermals durch die Aesthetik. Der Geschichtschreiber rückt in die Nähe des Dichters, das wissenschaftliche Verfahren wird als ein Analogon des poetischen und künstlerischen beschrieben. Wie das Wirkliche das Gepräge des Ideellen trägt, so hat es der Geschichtschreiber und ebenso der Naturbeschreiber darzustellen, indem er nicht mit bloßer Empfänglichkeit das Erscheinende, sondern zugleich mit Selbstthätigkeit, durch Ahndungsvermögen und eine höhere Verknüpfungsgabe, die ideelle Form und das Gesetz des Erscheinenden ergreift. Die innigste und doch zugleich nüchternste Durchbringung beider Momente vollendet den Begriff der echten Geschichtschreibung. Die Begebenheiten können selbst nach ihrer nackten Wirklichkeit nur erkannt werden, wenn der beobachtende Geist im Beobachten selbst fortwährend für das Ergreifen der Idee gestimmt ist. Diese Idee, umgekehrt, darf nicht schlechtthin aus spontaner Kraft erdichtet, sie kann nur in und an den Begebenheiten selbst erkannt werden; was der Geschichtschreiber thun kann, „um zu der Betrachtung der labyrinthisch verschlungenen Begebenheiten — — die Form mitzubringen, unter der allein ihr wahrer Zusammenhang erscheint, ist, diese Form von ihnen selbst abzuziehen.“ Alles Begreifen setzt in dem Begreifenden „schon ein Analogon des nachher wirklich Begreifenen voraus, eine vorhergängige, ursprüngliche Uebereinstimmung zwischen dem Subject und Object.“

An dieser Beschreibung der wahren wissenschaftlichen Methode erhellt mit schlagender Evidenz, was wir oben in Beziehung auf den Inhalt der Humboldt'schen Sprachphilosophie entwickelten, daß ihm die ästhetische Ansicht der Dinge nie mehr als eine orientirende Idee geworden sei. Durch diesen Maaß und Grenze haltenden Gebrauch des Aesthetischen erhebt er sich, wir stehen nicht an, es auszusprechen, zu dem denkbar höchsten und reinsten Begriff echter Wissenschaft. In dem in Rede stehenden Aufsatz ist ein

1) Ueber die Aufgabe etc., S. W. I. 4.

unumstößlicher wissenschaftlicher Kanon, sind die Grundzüge einer Wissenschaftslehre und eines *Novum Organon* niedergelegt, welche mit größerem Recht diese Namen verdienen als ihre Vorgänger. Die hier beschriebene Methode, auf's Tieffinnigste das analytische und synthetische, das ideelle und empirische Moment auf der Grundlage des ästhetischen Schema's verbindend, steht an Wahrheit hoch über jener von Bacon beschriebenen Induction und führt dasjenige zum Abschluß, was diesem in einzelnen Andeutungen als Ahnung vorschwebte. Die hier beschriebene Methode aber ist nicht minder die Correctur jener dialektisch constructiven Methode der Hegel'schen Philosophie, welche auf der Grundlage der metaphysicirten Identität des Ideellen und Reellen, und ebendeshalb systematisirend, durchweg den Schein einer Zusammenstimmung des Empirischen und des Allgemeinen aufrecht erhält, während sie in Wahrheit das Erstere unter die rücksichtslose und logisch strenge Herrschaft des Apriorischen, der Principien und der Kategorien schmeichelt.¹⁾ Es ist eine Methode endlich, welche gleich sehr in die Tiefe der Dinge, wie zu ihrer einfachen Wahrheit hinführt und deren Charakter sich daher, um Humboldt's eigne Worte zu brauchen, in der verbundenen „Freiheit und Zartheit der Ansicht“ vollendet.

Der geistvolle Tieffinn Bacon's würde, wie wir vermüthen, näher an diese Methode herangerückt, er würde das nothwendige Entgegenkommen des Geistes weniger außer Acht gelassen haben, wenn nicht so überwiegend den Gegenstand seines Interesse's die Natur ausgemacht hätte. Denn Humboldt zwar macht auch für die Naturforschung auf dieses nothwendige geistige Entgegenkommen aufmerksam; dennoch aber verhält es sich so wie er sagt, daß gerade bei der Geschichte diese vorgängige Grundlage und gleichsam Anticipation des Begreifens vorzugsweise klar ist, „da Alles, was in der Weltgeschichte wirksam ist, sich auch in dem Innern des Menschen bewegt.“

1) Vergl. Steinthal, die Sprachwissenschaft W. v. Humboldt's und die Hegel'sche Philosophie (Berlin, 1848) S. 3 ff. Das Specificische der Humboldt'schen Methode scheint uns indeß durch die dort gegebene Darstellung sowie durch die Benennung „denkende Anschauung, anschauendes Denken“ noch keinesweges ergriffen; denn darin gerade besteht das Entscheidende, daß es das ästhetische Schema ist, durch welches Humboldt für das Denken und das Anschauen, ein lebendiges ebenso energisches wie zartes Band gewinnt.

Wenn dies aber von der Geschichte gilt, so gewiß auch von der Sprache, und es wäre wunderbar, wenn Humboldt zwar den Begriff der echten Methode aufgestellt, dieselbe aber in dem ihm eignen Bezirke der geschichtlichen Wissenschaft, auf dem Gebiete der Sprache, nicht in Anwendung gebracht hätte.

Die Wahrheit ist, daß die Idee dieser Methode den Hintergrund aller seiner linguistischen Forschungen ausmacht und daß sie an einzelnen Punkten in wahrhaft genialischer Weise von ihm geübt ist. Zwar in der Natur der Sache selbst liegt es, daß eigentlich diese Methode nie unmittelbar gesehen werden kann. Es ist anders mit ihr als mit der constructiven und mit der epagogischen Methode, die, weil sie von etwas Festem, zu etwas Festem, von etwas Fertigem zu etwas Fertigem fortschreiten, sich deutlich vor das Auge bringen lassen. Das Humboldt'sche Verfahren hat nur in der Bewegung des Geistes als ein Schweben zwischen dem Factischen und dem Ideellen eine subjective, und andrerseits nur in der gelungenen Verbindung dieser beiden Momente, in dem dargestellten Resultat, Existenz. So oft uns eine Forschung und nicht etwa das fertige Ergebnis einer Forschung vorgeführt wird, so oft zerschlägt sich mit Nothwendigkeit der lebendige Proceß der Methode für die äußere Erscheinung in den Dualismus des Ausgehens vom Allgemeinen und vom Besondern. Die Regel daher ist, daß Humboldt den historischen Weg der Untersuchung dem begrifflichen entweder vorausschickt oder nachfolgen läßt. Die meisten seiner linguistischen Aufsätze zerfallen in dieser Weise in zwei sich ergänzende Hälften. So namentlich der über den Dualis und der über den Zusammenhang der Schrift mit der Sprache. Dasselbe ist die Ordnung in dem Schreiben an Abel-Rémusat, und dasselbe ist das Verhältniß, in welchem das Kawi-Werk zu der als Einleitung demselben vorausgeschickten Abhandlung steht. Es kommt dazu, daß man in diesem Verfahren vielfach eine bloße Concession an das Bedürfniß größerer Verständlichkeit erblicken darf. Man trete jedoch näher. In allen diesen Fällen verwandelt sich alsdann das scheinbare Nebeneinander vor dem Geiste des Lesers zu einem Ineinander. Bald genug wird derselbe von dem Gefühl der lebendigsten Gegenseitigkeit beider Theile ergriffen. Denn die allgemeinen Entwicklungen tragen überall die Farbe der Thatfachen, aus deren Beobachtung sie entsprungen sind, und die Thatfachen werden

in einer Weise geordnet und blosgelegt, daß sie von selbst den Sinn zu den Ideen zurück- oder ihnen entgegenlenken.

Allein es giebt andere Fälle. Es giebt Fälle, wo es den Anschein hat, als ob sich Humboldt thatsächlich einem blos constructiven, und es giebt Fälle, wo es den Anschein hat, als ob er sich einem einfach inductorischen Verfahren überließe.

Das schlagendste Beispiel einer scheinbar rein apriorischen Deduction aus den allgemeinen Gesetzen des menschlichen Geistes findet sich in dem Aufsatz „über die Verwandtschaft der Ortsadverbien 2c.“ Aus der Handlungsweise des menschlichen Geistes wird hier zuerst der nothwendige Charakter der persönlichen Pronomina abgeleitet. Sofort wird dieser Charakter durch Aufweisung der Forderungen analysirt, die man demnach an die Bezeichnung jener Pronomina zu machen habe. Der für sie zu wählende Ausdruck nämlich müsse auf alle möglichen Individuen, da jedes zum Ich und Du werden kann, passen und dennoch den Unterschied zwischen diesen beiden Begriffen bestimmt und als wahren Verhältniß-Gegensatz angeben; er müsse ferner von aller qualitativen Verschiedenheit abstrahiren und dennoch ein sinnlicher Ausdruck sein, und zwar ein solcher, der, indem er das Ich und Du in zwei verschiedene Sphären einschließt, auch wieder die Aufhebung dieser Trennung und die Entgegensezung beider zusammen gegen ein Drittes möglich lasse. Alle diese Bedingungen nun aber erfülle der Begriff des Raumes — und alsbald wird zu dem Nachweis übergegangen, daß es Thatfachen giebt, welche wirklich und deutlich zeigen, daß man in einigen Sprachen eben den Raumbegriff auf den Pronominalbegriff bezogen habe. So erscheint hier offenbar ein Uebergewicht des constructiven Moments. Allein dasselbe verschwindet, wenn man bei einem tieferen Eingehen in die apriorische Deduction gewahr wird, wie das dem Geiste des Sprachforschers vorschwebende Bild der wirklichen Sprache bereits die abstracte Anschauung des allgemeinen geistigen Verfahrens gereinigt und modificirt hat.

Es verhält sich ähnlich bei dem entgegengesetzten Fall, wo wir auf den ersten Blick lediglich den Baconischen Weg der Induction geführt zu werden scheinen. Je specieller die Untersuchung, desto näher wird dieser Weg liegen. Das schlagendste Beispiel daher findet sich in dem Aufsatz: „Ueber die in der Sanskritsprache durch die

Suffixa *tvâ* und *ya* gebildeten Verbalformen,“ einem Aufsatz, dessen methodischen Gang schon A. W. Schlegel in seiner Vor Erinnerung zu demselben hervorgehoben hat. Wir glauben in der That eine Baconische Instanzentabelle vor uns zu haben: der Aufsatz beginnt mit der Darlegung der reinen grammatischen Thatsache in ihrem ganzen Umfange. Geordnet nach der Verschiedenheit ihrer äußerlichen grammatischen Natur werden die Fälle des Vorkommens jener Formen angegeben und beständig mit Beispielen begleitet und erläutert. Am liebsten sofort ließe der Verfasser hierauf eine Entwicklung der Meinungen der einheimischen Grammatiker über die Natur jener Formen folgen; nicht blos nach der Vorschrift des Verulamiers, sondern zugleich nach dem Muster des Stagiriten möchte er zu Werke gehn. Nur der Mangel der erforderlichen Hülfsmittel nöthigt ihn, hierauf zu verzichten; er verschreitet also nunmehr dazu, die aufgeführten Instanzen ganz einfach zu summiren, die grammatische Thatsache nach ihrer reinen Thatsächlichkeit zu fixiren und in ihrer ganzen Besonderheit herauszuheben. Soweit ist es lediglich der Kanon der Induction, den wir befolgt sehen. Allein plötzlich wird derselbe durch den entgegengesetzten Kanon gekreuzt, und der rein empirische Weg erhält eine Ablenkung. Es wird herübergelant nach dem Begriffsschatz der allgemeinen Grammatik. Mittelst eines abbrevirenden Verfahrens wird vorerst der ungefähre Ort in's Auge gefaßt, wo jene Verbalformen unterzubringen sein dürften und dieser Ort alsbald in's Engere zusammengeschränkt, sodaß nur die Frage übrig bleibt, ob dieselben für Participien oder für Gerundien zu halten seien. Und nun mißt gleichsam das Auge herüber und hinüber. An dem genauer festgestellten Begriff des Particips und Gerundiums werden die fraglichen Formen geprüft. Es wird gewissenhaft erprobt, wiefern sie der Natur des Einen, wiefern sie der Natur des Andern entsprechen, und auf diese Weise die letzte Entscheidung zu Gunsten des Gerundiums gewonnen. Aber das Ergebniß der Untersuchung reicht über diese nächste Entscheidung hinaus. Durch den Begriff des Gerundiums sind wir über jene Suffixbildungen verständigt, durch die Beschaffenheit dieser Suffixbildungen ist der Begriff des Gerundiums klarer, weiter, bestimmter geworden.

Wenn nun aber so selbst in denjenigen Fällen, wo auf den

ersten Anschein ein einseitigeres Verfahren gegen die Idee einer höheren Methodik Platz greift, immer zugleich die Correctur eintritt, so läßt vollends der Gesamtüberblick über die sprachwissenschaftliche Thätigkeit Humboldt's auf das Allerentschiedenste den Eindruck zurück, daß jene Idee ihm niemals abhanden gekommen, daß jene Methodik die immanente Energie seines geistigen Verfahrens ist. Wenn er jetzt mit einer allgemeinen Charakteristik, etwa einer ganzen Gruppe von Sprachen, beginnt und dann die speciellste Zergliederung ihrer grammatischen Textur folgen läßt, wenn er jetzt wieder, etwa in wörtervergleichenden Tabellen, zuerst das Einzelste vor uns ausbreitet, um demnächst ein zusammenfassendes Totalbild der verglichenen Sprachen dahinterzustellen, wenn er unzählige Male von der reinlich herausgehobenen und festhingestellten Thatsache ausgeht, um die Ergründung derselben unmittelbar daran anzuknüpfen, wenn er überall endlich die historische Darstellung des Details mit den allgemeinsten und ideellsten Anschauungen durchschießt: — immer ist es der Drang einer höchsten ästhetischen Verknüpfung, dessen Arbeit noch in dem Niederschlag der geistigen Thätigkeit sich spüren läßt. Es ist nie ein bloßes Aufsteigen von dem Vielen zu Einem. Es ist stets ein wissenschaftliches Analogon zu demjenigen, worin nach der Humboldt'schen Formel das Verfahren des Künstlers besteht: es ist ein Individualisiren des Ideellen und wiederum ein Idealisiren des Individuellen. Es ist freilich eine einfache Consequenz seiner Ansicht von der synthetischen Natur der Sprache, wenn er so häufig einschärft, wie die Verwandtschaft verschiedener Sprachen nur aus der Uebereinstimmung ihrer concreten Formen, aus der Ähnlichkeit ihrer grammatischen Individualität erschlossen werden könne,¹⁾ aber diese Sprachansicht selbst beruht auf der Fähigkeit des Zusammenschauens des Ideellen und Individuellen, und jenes Aufweisen gerade der concreten Formen, jenes Erschöpfen ihrer grammatischen Individualität wird von ihm selbst mit vollendeter Meisterschaft geübt.

1) S. z. B. Einleitung in die Kawi-Sprache, S. W. VI. 308. Ueber den Dualis, ebendaf. 585. Ganz der Ausführung dieses Thema's gewidmet ist der Essay on the best means etc., S. W. VII. 423 ff.; s. besonders S. 428. Vergl. endlich auch Kawi-Sprache, Bb. III. S. 432 u. schon „Berichtigungen und Zusätze“ Mithridates, Thl. IV. S. 306.

Eben hierin wurzelt das eigentlich Characteristische seiner Sprachbehandlung; eben hierdurch ward er der Schöpfer einer Sprachwissenschaft wie sie vor ihm nicht existirt hatte. Er setzte die in Eins ideale und individuelle Sprachbetrachtung an die Stelle der bloß empirischen und der bloß logischen, schuf Sprachwissenschaft statt bloßer Sprachkenntniß und Sprachphilosophie statt bloßen Philosophirens über die Sprache. Aus dieser von der ästhetischen Anschauung getragenen und dirigirten inneren Arbeit heraus wies er insbesondere die „einseitig logische Sprachansicht“¹⁾ in ihre Schranken zurück. Schon früh, schon bei seiner Beschäftigung mit den Griechen hatte er „vernünftelnnde Gründe in sprachlichen Dingen“ gehaßt.²⁾ Es macht in gewissem Sinne die Summe seiner nachmaligen Spracheinsicht aus, daß der lebendige Leib der Sprache nicht an das Kreuz der Logik geschlagen werden dürfe. Er ist voll Anerkennung für die Bemühungen, namentlich eines Bernhardi, um die sogenannte allgemeine oder philosophische Grammatik.³⁾ Er will derselben ihre Berechtigung und die Bedeutung ihrer eignen Consequenzen nicht streitig machen; wie aber das frühere Naturrecht im Grunde nichts als eine Abstraction von dem System des römischen Rechtes war, so finden sich nach Humboldt auch „die reinen Begriffe unsrer allgemeinen Grammatik nur immer in den Sprachen vollendeter Bildung, und auch da nur in der philosophischen Ansicht derselben.“⁴⁾ Der logischen Sprachansicht setzt er im Ganzen diejenige entgegen, „welche eine Zergliederung der Sprache selbst versucht“ und nur diese führt nach ihm zur „wahrhaften Einsicht“ in die Natur sprachlicher Formen. Er verschmäht es eben deshalb, bei der Analyse ungebildeterer Sprachen das Schema unsrer gewöhnlichen grammatischen Begriffe und Eintheilungen zu Grunde zu legen, ein Schema, welches, genau genommen, nur das der Grammatik der Sanskritischen Sprachen sei. Die Grammatik der Südseesprachen z. B. kann nur nach dem Schema der individuellen Form dieser Sprachen

1) Kawi-Sprache, Bb. III. 526.

2) An Wolf, G. W. V. 82.

3) Ueber die durch zwei Suffixa ic., a. a. D. Bd. II. S. 71, Anmerkung; vergl. Ueber den Infinitiv a. a. D., besonders S. 244.

4) Ueber die Verwandtschaft ic., a. a. D. S. 2.

behandelt werden. Um „den eigenthümlichen Bau dieser Sprachen in nichts zu verdunkeln“, beginnt er die Darlegung ihrer Grammatik mit einer Zergliederung der Partikeln derselben, aber auch dies nur, nachdem er den Leser darüber verständigt hat, daß der Begriff Partikel hier nur als ein Analogon dessen zu fassen sei, was nach gewöhnlicher grammatischer Auffassung diesen Namen führe.¹⁾ Aber auch damit nicht genug. Wie man es auch anfangen möge: Grammatik bleibt Grammatik; in einer jeden leidet der besondere und eigenthümliche Sprachtypus Gefahr, durch den allgemeinen verdunkelt zu werden; schon durch die Zerstückelung überdies, welche die Grammatik mit der Sprache vornimmt, geht Vieles von deren wahren Wesen und Leben verloren. Zum genaueren Eingehen in den Bau einer Sprache erklärt daher Humboldt das Lesen wirklicher Sprachtexte für durchaus unerläßlich. Zu ihrer Lectüre müsse man von dem bloß grammatischen Studium vorschreiten, von dem Lesen zum grammatischen Studium wieder zurückkehren²⁾, — und er verfährt selbst diesen Grundsätzen gemäß bei seiner Darstellung der tongischen, neuseeländischen und tahitischen Sprache.

Aber nicht bloß von dem grammatischen Schema dringt er zur lebendigen und individuellen Wahrheit der einzelnen Sprachen durch, sondern das Logische, Begriffe und Eintheilungen überhaupt faßt er nur, wie der bildende Künstler die anatomische Skizze, als Unterlage und Hilfsmittel für die Darstellung der Sache, wie sie in Wahrheit ist. Das Studium der Anatomie wird gewiß von dem tüchtigsten Künstler am höchsten geschätzt. Wenige ebenso werden sich an Abstractionskraft, an innerer logischer Klarheit und an Scharfsinn mit Humboldt messen können, und weder den gemeinen Menscheninn, noch den Verstand, noch die Logik hat er sich jemals im Stile der romantischen Philosophie zu verachten einfallen lassen. Aber dennoch weiß er, daß diese Dinge nicht Alles sind und weiß es abermals besser, als es diese Philosophie weiß; weiß es, was die Hauptsache ist, um Ernst mit diesem Wissen zu machen.

1) Kawi-Sprache, III. 524 ff. Vergl. über die ganze Stellung Humboldt's zur allgemeinen oder logischen Grammatik: Steinthal, Grammatik, Logik und Psychologie (Berlin, 1855) S. 118 ff. u. passim.

2) Kawi-Sprache, III. 476. 478.

Die Einsicht einer constructiven Philosophie wie etwa die Hegel'sche, reicht soweit allenfalls auch, daß die Sprache ein lebendiger Organismus, daß die Gesamtheit der Sprachwelt von derselben organischen Natur und Lebendigkeit ist. Aber sofort ist es der construirte Begriff des Organismus, der sie dessen überhebt, Organisches wirklich wie Organisches anzufassen, der ihr die Erlaubniß vermittelt, das Lebendige mit logischem Formalismus zu behandeln und zu systematisiren. Es ist das eine Methode, welche die Einfachheit, Reinheit und Wahrhaftigkeit der Logik verderbt, ohne darum an die lebendige Wahrheit der Natur heranzukommen. Allein nicht so Humboldt. Mit scharfem und nicht zu beirrendem Verstande sucht er überall feste Punkte zu setzen und reine Linien zu ziehen, das Verwandte unter Einheiten zu bringen, das Discrepante zu scheiden. Aber hinter diesem scheidenden und eintheilenden Verstande richtet sich sein ästhetischer Sinn auf die lebendige Gestalt. Wo irgend, sei es für das Ganze der Sprachwelt, oder im Einzelnen sonst, Eintheilungen und Classificationen von ihm versucht werden: überall sind sie ihm nichts weiter als „ungefähre Anhaltspunkte.“ Streng durchgeführt, würden sie der Sache selbst etwas Fremdes aufdringen und den Dingen in ihrer concreten Bestimmtheit Gewalt anthun: es gilt überall das Abstracte durch das Concrete zu ergänzen, und die logische mit der ästhetischen Anschauung berichtend zu durchbringen.

In alle dem nun erkennt man ohne Schwierigkeit dieselbe Tendenz des Annäherns der wissenschaftlichen an die künstlerische Darstellung wieder, welche in den vorlinguistischen Arbeiten Humboldt's sich in immer andrer Weise bemerklich machte. Ebenso jedoch erkennt man den Fortschritt gegen jene früheren Arbeiten. Der Grund seiner Ueberzeugung ist noch immer, daß die Grenzen zwischen Kunst und Wissenschaft fließende Grenzen sind. Allein über diese Grenzen sowohl, wie über die Möglichkeit, sie zu überspringen, hat er erst jetzt ein klares, durch die reichste Erfahrung erworbenes Bewußtsein. Wiederholt ergeht er sich nunmehr in der Hervorhebung der Schwierigkeiten, welche sich der Darstellung des Wesens und der Form der Sprachen entgegenstellen. Dies „eigentliche Wesen“ der Sprache, sagt er schon in seinem ersten sprachphilosophischen Programm, „gleichet einem Hauche, der das Ganze umgiebt, aber, zu

fein, an dem einzelnen Element seine Form für das Auge verliert.“¹⁾ Er vergleicht in seinem letzten großen sprachphilosophischen Werke die Sprachen mit den menschlichen Gesichtsbildungen. Auch diese vermag wohl die Kunst des Malers wiederzugeben, aber „kein Messen und kein Beschreiben der Theile im Einzelnen und in ihrem Zusammenhange vermag die Eigenthümlichkeit in einen Begriff zusammenzufassen.“ Ebenso die Sprache. „Wie viel man in ihr heften und verkörpern, vereinzeln und zergliedern möge, so bleibt immer etwas unerkannt in ihr übrig; und gerade dies der Bearbeitung Entschlüpfende ist dasjenige, worin die Einheit und der Odem eines Lebendigen ist.“ Dasselbe kann „durch das klarste und überzeugendste Gefühl“ wahrgenommen werden, aber die Versuche, es in bestimmte Begriffe zu begränzen, werden scheitern.²⁾ Dies klare Bewußtsein über die Grenzen wissenschaftlicher Darstellung gereicht ohne Zweifel dem Forscher zur höchsten Ehre. Aber der Triumph des Genie's ist es, daß er nichtsdestoweniger diese Grenzen als elastische zu behandeln, sie auf's Aeußerste zu dehnen und nun erst die Wissenschaft in richtiger und maasshaltender Weise an die Kunst heranzuarbeiten im Stande war. So wie er dies principiell bei der Auseinandersetzung der Aufgabe des Geschichtschreibers that, so wird auch thatsächlich das Zusammenwirken der logischen und der ästhetischen Kräfte des Geistes in den gelungensten Partien seiner linguistischen Forschungen und Darstellungen auf ganz andre Art sichtbar, als in den Horenaufsätzen oder den Aesthetischen Versuchen. Auch Göthe, welcher vielleicht für die Auffassung der Natur ebenso vorzüglich organisiert war, wie Wilhelm von Humboldt für das Verständnis der Sprache, wollte „keine der menschlichen Kräfte bei wissenschaftlicher Thätigkeit“ ausgeschlossen wissen. Indem es ihm noch näher lag, die wissenschaftliche mit der künstlerischen Darstellung zusammenfließen zu lassen, so sprach er es aus, wie auch für jene nichts entbehrt werden könne, — „die Abgründe der Ahndung, ein sicheres Anschauen der Gegenwart, mathematische Tiefe, physische Genauigkeit, Höhe der Vernunft, Schärfe des Verstandes, bewegliche, sehnsuchtsvolle Phantasie und liebevolle Freude am Sinnlichen.“ Ge-

1) Ankündigung, a. a. D. S. 497.

2) Einleitung zur Kawi-Sprache, G. W. VI. 44. 45.

läutert durch das scharfe Bewußtsein des der Wissenschaft specifisch Eigenthümlichen, ist die Humboldt'sche Behandlung der Sprache in vielen Fällen ein sprechender Commentar zu diesen Worten. Mit der größten Gewissenhaftigkeit das Thatsächliche constatirend, mit der verständigsten Analyse es zergliedernd, ist er zugleich sichtlich bemüht, die Lücken dieser Verstandesoperation durch das Aufgebot der Kräfte der Phantasie und des Gefühls auszufüllen. Der Verstand geht an dem Leitfaden des Gefühls, an der Hand des wissenschaftlichen Instincts und der Ahnung. Er ist auf diese Weise im Stande, in die feinsten Züge und in die zartesten Poren der Sprache einzudringen und in der That von jenem Hauchartigen etwas zu erschaffen, was sich jeder Darstellung zu entziehen schien. Es würde überflüssig sein, für diese Erscheinung Beweise beizubringen, da sie über das Ganze der Humboldt'schen Arbeiten ausgebreitet sind. Aber mit Bewunderung haben wir stets die Beschreibung des mexicanischen Einverleibungssystems in der Einleitung zur Kawi-Sprache gelesen und nicht minder bewunderungswürdig ist uns die tastende Zartheit erschienen, mit der im dritten Bande des Kawiwerkes der Natur und Bedeutung der Partikeln der Sübseesprachen nachgespürt wird.

Und so bestätigt sich hier endlich, in dem letzten Stadium der wissenschaftlichen Thätigkeit Humboldt's noch eine andere schon auf den früheren Stadien von uns beobachtete Eigenthümlichkeit. Es giebt Gebiete des Wissens, für welche die Nüchternheit des reflectirenden Verstandes vollkommen ausreicht. Es giebt andre, deren Verständniß ewig verschlossen bleiben würde, wenn nicht der zersetzende Scharfsinn und die sichtende Urtheilskraft sich der helfenden Leitung des Gefühls und der ahnenden Combinationsgabe anvertraute. Die Räthsel der alten Mythologie und die Urgeschichten der Völker z. B. würden ohne dieses Verfahren schlechthin unergündlich sein. Hier scheidet ebendeshalb die pragmatifirende Geschichtschreibung der Engländer und überläßt es dem gedulbigen Tiefsinn der Deutschen, noch in der Dämmerung Farben und Gestalten zu erkennen. Es war bezeichnend für Humboldt, daß seine wissenschaftlichen Untersuchungen sämmtlich auf solche Punkte sich bezogen, wo das bloß scharfsinnige Reflectiren ihn im Stiche gelassen haben würde, wenn es nicht von einem tiefer begründeten Instinct für die Wahrheit unterstützt worden wäre. Stets und überall zog

das Dunkle und Geheimnißvolle ihn an; erst hier fühlte er sich in dem Elemente, welches alle Kräfte seines Wesens herausforderte und in's Spiel setzte. Er hing jetzt unverwandten Blickes an einem Gegenstand, dessen Wesen noch wunderbarer war, als das Geheimniß der Geschlechtsdifferenz, als die Hieroglyphik der Gesichtsbildungen und als das Wunder der Kunst und der Dichtung. Aber auch auf diesem Gebiete wiederum ward seine Forschung von Anfang an stets an die entlegensten und unzugänglichsten Punkte getrieben. Den Mittelpunkt seiner linguistisch-historischen Bemühungen bildete zuerst jene, im Verschwinden begriffene, literaturlose Sprache der Urbewohner Spaniens, und diese wieder sollte ihm zum Leitfaden für die Ergründung der Urgeschichte Europa's werden. Und wie beschaffen war diejenige Sprache, die er in der letzten Periode seiner Sprachstudien zum Mittelpunkte seiner Forschung und seiner Schriftstellerei machte? Das Kawi ist eine todte Sprache. Es ist eine Sprache, welche nie anders als in dichterischer und gelehrter Literatur lebendig war. Von den noch im Original erhaltenen Kawiwerten ist ein Epos von ungefähr 700 Stanzas die einzige Quelle für unser Studium der Sprache. Nur etwa der fünfte Theil jedoch dieser Stanzas liegt Humboldt vor. Er liegt ihm in einer Mittheilung vor, bei welcher die javanische Schrift des Originals in lateinische Lettern umgesetzt ist, und es stellt sich heraus, daß diese Umsetzung nach schwankenden Grundsätzen und ungenau gemacht ist. So beschaffen sind die Hilfsmittel und so beschaffen ist die Sprache, deren grammatische Natur von ihm bestimmt wird und die ihm zum Ausgangspunkt dient, um den grammatischen Bau einer Reihe anderer Sprachen zu ergründen, für welche die Unterlagen meist ebenso dürftig sind, und um die historischen Beziehungen und Zusammenhänge von Völkern zu ermitteln, die auf der untersten Stufe weltgeschichtlicher Bedeutung stehen.

Die Sympathie für das Abgelegene und Geheimnißvolle, die Neigung, sich auf Gebieten zu bewegen, in denen der Ahndung eine gleichberechtigte Stimme wie dem nüchternen Verstande eingeräumt werden muß, diese Vorliebe für das Dunkle könnte nun den Verdacht aufkommen lassen, als ob ein gewisser wissenschaftlicher Mysticismus dadurch befördert würde. Es verhält sich in Wahrheit gerade umgekehrt. Ein Blick auf das Ganze der Humboldt'schen Forschungen

wird allemal die Ueberzeugung hervorrufen, daß alle tiefsten Gemüthskräfte bei denselben mit thätig gewesen sind. Ein Blick auf das Einzelne wird allemal den Eindruck machen, daß hier der scharfsinnigste und subtilste Verstand allein sein Geschäft verrichte. Die Regel ist die, daß wir wohl die Direction gewahr werden, welche der Verstand von der genialen Anschauung und Combinationsgabe empfängt, zugleich jedoch Schritt für Schritt nur das Vorschreiten des strengsten wissenschaftlichen Denkens erblicken. Der Verstand, scheint es, schärft und härtet sich an dem genialen Sinn, der ihn im Hintergrunde leitet und überwacht. In der Projection der wissenschaftlichen Auseinandersetzung werden zart empfundene zu subtil auseinandergesetzten Unterschieden, und dem Tiefsinn, welcher die Seele der Untersuchung ist, versagt niemals das Organ des kritischen Scharfsinns. Wem an Humboldt's übrigen Arbeiten diese Seite minder hervorstechend erschiene, den müßte man an den Aufsatz über Champollion's phonetische Hieroglyphen verweisen, — einen Aufsatz, in welchem die Unbestechlichkeit des kritischen Verstandes wahrhaft bewunderungswürdig ist. Es gilt die Prüfung der noch neuen Entdeckung des geistreichen Franzosen. Mit noch unzulänglichen Daten wird diese Prüfung geführt, jene Data aber nach ihrer ganzen Tragweite gewürdigt und auf dieser Grundlage eine methodische Skepsis gegen das Champollion'sche System gerichtet. Eine Zähigkeit im Beanstanden, eine Enthalttsamkeit im Verwerfen wie im Behaupten, eine Schärfe und Feinheit des Urtheils, wie sie vielleicht beispielloos ist, setzt schließlich jenes System in seinen Grundzügen über jeden Zweifel hinaus, während die Anwendung desselben im Einzelnen der strengsten Controle unterliegen soll. Die Kritik hat in diesem Falle ihr Geschäft vollkommen verrichtet. Sie hat, den ungegründeten Zweifel abschneidend, die gegründete Behauptung als solche erhärtend, die Grenzen der Wahrheit gesichert und der weiteren Untersuchung einen unerschütterlichen Boden bereitet.

Man hat wohl gelegentlich, in Rücksicht der ästhetisch-kritischen Thätigkeit Beider, Wilhelm von Humboldt mit Lessing verglichen. Im Einzelnen ist dieser Vergleich wenig motivirt. Lessing sagte von sich selbst, daß die Kritik seine Muse sei. Humboldt schrieb an Wolf, in welchem er mit Recht etwas von Lessing'schem Geiste erblickte, daß ihm selbst die kritische Haltung des Geistes, kritisches

Mißtrauen, kritische Strenge fehle.¹⁾ Auf beiden Seiten sind diese Selbstbekenntnisse nicht vollkommen zutreffend. Am wenigsten, wie wir glauben, das Letztere. Dennoch können beide als Zeugniß dienen, daß das Mischungsverhältniß der geistigen Eigenthümlichkeiten beider Männer ein wesentlich verschiedenes war. Lessing hatte Recht, wenn er seine eigentliche Stärke in der Kritik sah: Humboldt hatte Recht, wenn er die feinige da nicht suchte. Er war eine überwiegend empfangende, Lessing eine überwiegend selbstthätige und arbeitende Natur. Für Humboldt war es Bedürfniß, soviel wie möglich von der umgebenden Welt mit sich in Berührung zu setzen und sich im freien Besitz dieses Wissens zu fühlen. Auch Lessing war in eine unendliche Polyhistorie verwickelt, allein er fand, daß er schon zu viel gesammelt habe; das Ordnen, Sichten und Selbstdenken war ihm in alle Wege die Hauptsache. Jener trug in's Unendliche Steine zusammen und sann über dem Plane, wie er sie verbauen könne: dieser hob ebenso Steine auf, unzählige, wie er sie auf seinem Wege traf, und kein Bücken danach war ihm zu mühselig; aber aus jedem, den er aufhob, schlug er alsbald Feuer. Beide waren gleich wissens- und wahrheitsdurstig, aber sie befriedigten diesen Durst verschieden nach der Verschiedenheit ihres Temperaments, jener langsam und bedächtig, dieser hastig und in raschen Zügen. Es ist schwer, sich für den Einen oder den Anderen zu erklären. Eine heißere Wahrheitsliebe als sie Lessing bekannte und bewährte, ist nicht zu finden, eine reinere, unbedingtere nicht als sie in dem wissenschaftlichen Verfahren Humboldt's zum Vorschein kommt. Hinreißender ist die Sicherheit, die Schärfe und die Gewalt des Lessing'schen Urtheils: bewunderungswürdiger die Gewissenhaftigkeit, mit welcher Humboldt sein Urtheil wägt, verschiebt, zurückhält oder begrenzt. Liebenswürdiger ist der Wahrheitsseifer, der sich nicht scheut, zu irren, um sich zur Wahrheit durchzuschlagen: achtungsgebietender die Bescheidenheit, die sich nicht entscheidet, um nicht zu irren. Der Eine scheint die Wahrheit wie eine Braut, der Andere wie eine *κουριδίη ἀλοχος* zu lieben. Jener scheint sie zu erstürmen, dieser sie zu umschleichen. Von Dogmatismus gleich fern ist der Eine mehr der Kritiker, der Andre mehr der Skeptiker, allein jener, um in der

1) G. W. V. 131, 133, 175.

Kritik ganz aufzugehen, dieser um durch die Skepsis zum Genuße der Wahrheit zu gelangen. Die Wahrheitsleidenschaft hat sich nie reiner als in Lessing, die völlige Hingebung und die tiefste Zuneigung zu ihr nie reiner als in Wilhelm von Humboldt verkörpert.

Näher vielleicht liegt es, Humboldt, den Sprachforscher, mit Niebuhr zu vergleichen. Sie gaben Beide das in unserm Vaterlande seltene Beispiel der Verbindung staatsmännischer und wissenschaftlicher Thätigkeit. Sie berührten sich in der einen wie in der anderen sowohl persönlich wie sachlich. Dem Schicksal Preußens und seiner inneren Entwicklung war gemeinschaftlich und in verwandter Richtung ihre Theilnahme zugewandt; in der Untersuchung über die Urbewohner des westlichen Europa ward Humboldt bis in die Fährten der Niebuhr'schen Forschungen hingezogen. Eines der Ziele der linguistischen Arbeiten jenes war die Feststellung historischer Thatsachen; eine der Quellen für die historischen Untersuchungen dieses waren linguistische Thatsachen. Beide widmeten Einem großen wissenschaftlichen Thema alle Muße ihres Lebens, und Beide endlich eröffneten ganz neue Bahnen der Forschung und wurden die Begründer neuer wissenschaftlicher Ansichten. Aber auf völlig verschiedenem Wege wurden diese Erfolge errungen. Wenn man dem Genie des Geschichtschreibers Roms und seinem großen Blick für Dinge und Verhältnisse, mit denen sein Geist sich innerlich wahlverwandt fühlte, nicht umhin kann, volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, so muß man doch gleichzeitig gestehen, daß er selbst diesen Rechtstitel etwas zu stark ausbeutete und daß er oft für die Beglaubigung seiner Resultate die Autorität jenes Genie's und der daraus fließenden Begeisterung allzu gebieterisch einsetzte. Nicht blos im Stil, sondern auch in der Methode und in den Ergebnissen spüren wir noch öfter den impetus des C. Gracchus als die maturitas des L. Crassus. Wir werden versichert, daß etwas so sei, oder wir erfahren wie sich der Schriftsteller eine Sache denke, und wir haben das Gefühl, daß der Versichernde empfindlich werden würde, wenn wir seinem *αὐτός φημι* ein zweifelndes *unde nosti?* entgegensetzen wollten. Wir werden von einer Livianischen Fabel befreit, aber wir sind in Gefahr, sie mit einer Niebuhr'schen zu vertauschen. In diesem Kriticismus steckt ein gutes Theil Dogmatismus und Positivismus. Niebuhr kritisiert, aber er kritisiert zuweilen, indem er erzählt, und er erzählt

zuweisen wie Nebner erzählen. Zu diesem Verfahren bildet das Humboldt'sche einen wahrhaft schneidenden Contrast. Weit entfernt, auf seinen genialen Blick zu pochen, ist er selbst voll Mißtrauen gegen denselben. Alle Intimität mit seinem Gegenstande führt ihn nur zu immer größerer Sachlichkeit. Immer mehr und bis zur Aengstlichkeit ist er bedacht, die Untersuchung von allen pathologischen Motiven zu reinigen. Unbekümmert, den Leser zu überreden, ist er einzig bekümmert, sich selbst zu überzeugen. Die Ueberzeugung tritt mit leisen und behutsamen Schritten ein, sie schwebt, ängstlich, sich zu fixiren, über dem Detail der Untersuchung und wächst endlich unbemerktbar aus dem ganzen Geäder der Beweisführung zusammen. Da wiegt kein Grund mehr als er darf, da spürt man durch die ganze Menge der herbeigebrachten Thatfachen keine andre Leitung als die stets zurückhaltende des ihren Sinn erahndenden Verständnisses. Die Wahrheit selbst müßte täuschen können, wenn irgend eine Illusion, irgend ein schiefes oder falsches Resultat auf diesem Wege entspringen sollte. Aber die Wahrheit täuscht nicht, sondern sie ist nur spröde, und nur der Fall kann daher eintreten, daß eine Einzeluntersuchung ohne Resultat oder mit einem Schwanken zwischen gleichwiegenden Argumenten schließt.

Man kann, dünkt uns, den reinen und hohen Wahrheitsinn, der in solcher Forschung athmet, nicht stark genug hervorheben, denn es liegt in seiner eignen Natur, daß er auf Effect verzichtet. Jenes Streben nach reiner und vollendeter Wahrheit, jene Methode, welche das Gesetz ästhetischer Production zur letzten und innersten Norm hat, ist weder auf Eindruck noch auf leichtes Verständniß berechnet. Das war der Vorwurf, den ehemals die Schiller und Körner gegen die Aufsätze ihres Freundes erhoben: das ist der Vorwurf, der auch noch die linguistischen Arbeiten, und zwar die übrigens vollendetsten gerade am meisten trifft. Die Tugenden des Forschers, man kann es nicht läugnen, werden zu Mängeln des Schriftstellers. Da die Wissenschaft gegen die Kunst in einem ewigen Verhältniß der Incommensurabilität bleibt und sich ewig dem Gelingen derselben nur annähern kann, so hat sie das Recht, zuweilen jenes unerreichbare Ziel zu anticipiren und ihre vorläufigen Ergebnisse wie Endergebnisse nach dem Schema der Kunst vorzustellen. Auf diesem Verhältniß beruht die Berechtigung aller Systematik. Was aber für

die Wissenschaft als solche nur ein Recht ist, wird für den wissenschaftlichen Vortrag zur Pflicht. Um zu fesseln, um zu wirken und um verstanden zu werden, muß der Darstellende, vermöge einer erlaubten Erschleichung, sich die Prärogativen des Dichters zu Nutzen machen. Er muß die werdende Wahrheit schrittweise als eine ruhende zur Anschauung bringen. Er muß seinen Vortrag, als ob er es mit einem Fertigen und Vollendeten zu thun hätte, gliedern. Er muß das Einzelne durch scharfe Begrenzung und zuversichtliche Pointirung mit dem Charakter des Ganzen versehen. „Es ist,“ sagt ein moderner Meister der Geschichtschreibung — „es ist der Triumph der historiographischen Kunst, solche Theile auszulesen, die den Eindruck des Ganzen machen können, alle charakteristischen Züge stark herauszustellen, und Licht und Schatten in solcher Weise zu vertheilen, daß der Eindruck erhöht wird.“ Jedermann, der nur einige Seiten von Macanlay's Geschichte Englands gelesen hat, wird die Wirkung und den Werth der hier geschilderten Kunst erfahren haben. Jedermann, der die Lectüre der Einleitung in die Kawi-Sprache auch nur versucht hat, muß den beinahe gänzlichen Mangel dieser Kunst an dem wunderbaren Werke bedauern. Nicht in allen Aufsätzen Humboldt's tritt dieser Mangel in gleich starker Weise hervor. Diejenigen, wie wir schon oben andeuteten, in denen der Tieffinn seines wissenschaftlichen Verfahrens weniger offen zu Tage liegt, haben Vorzüge der Darstellung, die z. B. der Einleitung in die Kawi-Sprache abgehn, und der leider unvollendete Aufsatz über den Dualis ist vielleicht derjenige, in welchem jener Tieffinn der Methode und dieses Geschick der Darstellung sich am meisten in's Gleichgewicht gesetzt hat. Im Ganzen und Großen jedoch hat jene tiefgegriffene Normirung der wissenschaftlichen Aufgabe nach der Analogie der ästhetischen Production den Darsteller überall verhindert, seinen Gedanken jene plastische Klarheit und jene eindrucksvolle Form zu geben, durch welche sie sich leicht dem Geist und dem Gedächtniß des Lesers einprägen. Die Flucht vor allem Systematisiren dehnt die Darstellung meist in grenzenlose Weiten. Das Auge findet keine Ruhepunkte, an denen es sich über den Zusammenhang des Ganzen orientiren könnte. Man empfindet beständig das Bedürfniß nach einem Eintheilungsschema; man vermißt eine übersichtliche Gruppierung des Stoffes, eine verständliche

Articulation der wissenschaftlichen Rede. Wenn die Feinheit, die Gediegenheit und die Zähigkeit des Gedankenspinntes an keinen Andren so sehr erinnert wie an Kant, so wird es dagegen hier unendlich schwerer als bei diesem, das Muster des edlen Gewebes zu erkennen. Es fehlt durchaus jene übersichtliche Architektonik, durch welche die Kant'schen Kritiken sich auszeichnen. Man wird unwillkürlich versucht, in dem so scharf und tief Gedachten die wohl nur versteckten Hülfslinien einer Disposition zu entdecken. Einzelne Merkzeichen wird man gewahr, man geht ihnen nach, man sucht von hier aus deren mehrere mit bewaffnetem Auge aufzufinden, aber siehe! selbst die scheinbar sichere Spur verwischt sich, die Fäden kreuzen und verwirren sich, man ist genöthigt, wieder zurückzugehen, und nun zeigt sich, daß selbst jene anfänglichen Merksteine nicht mehr genau auf dem Punkte stehen, wo man sie zuerst zu erblicken, ja mit Händen zu greifen glaubte. Es kann nicht fehlen, daß ebensowenig von ökonomischer Kunst in dieser Darstellung zu spüren ist. Wo stets die ganze Wahrheit erschöpft werden soll, müssen nothwendig zwei Uebelstände zugleich eintreten: Ueberfüllung im Einzelnen und Wiederholungen im Ganzen. Und vermehrt endlich werden diese Uebelstände durch den geringen und ungeschickten Gebrauch, welchen der Verfasser von den mannigfachen technischen Mitteln wissenschaftlichen Vortrags macht. Das Unerläßlichste dieser Mittel ist die Terminologie. Humboldt selbst hatte einst, angesichts der Manier der Franzosen, darauf aufmerksam gemacht, daß der Deutsche nicht genug die Nothwendigkeit der Zeichen kenne, sondern unmittelbar und unabhängig von denselben auf die Sache zu gehen strebe. Diese Verachtung der Zeichen und dieses Dringen auf die Sache wird bei ihm selbst zu einem der größten Hindernisse des Verständnisses. Beständig wird der auszudrückende Gedanke nach seiner ganzen Tiefe und Breite reproducirt. Weil jede Abbreviatur der Sache, jeder feste Name verschmäht wird, so wird der Leser häufig, statt vorwärts, nur im Kreise herumgeführt. Was er durch dieses beständige Wiederdenken der Begriffe an Feinheit und Tiefe der Einsicht gewinnt, das verliert er an Sicherheit und Ueberblick. Nur mühsam kann er das Constante in den vorgetragenen Ansichten ergreifen; er befindet sich wie auf einer stets schwankenden Fläche, deren Bewegung ihn ermüdet und verwirrt.

Es liegt auf der Hand, wie diese Eigenheiten mit der geistigen Individualität Humboldt's und mit seinem intellectuellen Verfahren auf's Innigste zusammenhängen. In etwas jedoch waren sie offenbar durch seine persönliche Stellung zur Wissenschaft bedingt. Niemand kann mehr als wir davon durchdrungen sein, daß dieser Mann auf dem Gebiete des Wissens zu den Eingeweihtesten gehört; wie paradox es daher klinge, es ist nichts desto weniger gewiß, daß seine Darstellung den Eindruck des Dilettantismus macht. Ein Aristokrat und ein aristokratisches Genie behandelt er die Wissenschaft mit aristokratischer Freiheit. Der Unabhängigkeit seines Geistes gleicht die Unabhängigkeit seiner Lebensstellung. Er vertieft sich in die Wissenschaft um der Wissenschaft und um seiner selbst willen. Er hat sich ihr geweiht, ohne zur Zunft der Gelehrten zu gehören; die Gelehrsamkeit ist seine Beschäftigung, aber nicht sein Beruf oder sein Handwerk. Die Regel ist eine ganz andre. Die Wissenschaft ist in unserem Vaterlande überwiegend Universitätswissenschaft; sie wird betrieben um gelehrt zu werden. Die Rücksicht auf den Kathedervortrag giebt ihr einen wesentlich didaktischen Anstrich, und was ihr auch dadurch an Popularität abgehen möge, — sie gewinnt dadurch an Strenge der Form, an Ordnung, an disciplinirtem Ansehen. Ein gelehrtes deutsches Werk ist beinahe immer ein Lehrbuch; es ist sehr häufig eine Frucht von wirklich gehaltenen Vorlesungen. Einige sind durch die Noth des Lebens, die meisten durch die Pflicht des Berufs veranlaßt. Wie sollten sie nicht ein wenig nach dem Staube der Schule schmecken, aber wie sollten sie nicht auch durch zweckmäßige Begrenzung und Anordnung des Stoffes die Bestätigung des *docendo discimus* an der Stirn tragen? — nicht wenigstens darin, daß sie sich in einer sichereren Terminologie bewegen und ihren Gegenstand übersichtlich in Capitel und Paragraphen vertheilen? Aber man nehme das Erste Buch des großen Werkes über die Kawi-Sprache. Um sich den Weg zur Analyse dieser Sprache zu bahnen werden einleitende Untersuchungen über die Verbindungen zwischen Indien und Java geführt. Sie nehmen nicht weniger als die Hälfte eines großen Quartbandes ein. Nichts, was irgend auf diesem Wege das Wissen reizen kann, in wie entferntem Bezuge es auch zu dem letzten Ziele der Forschung stehen möge, wird vorbeigegangen. Excurs reiht sich an Excurs. Mit behaglicher Breite und Umständlichkeit wird in

das größte Detail eingegangen. Man sieht: nichts nöthigt den Verfasser, ein Buch zum Abschluß zu bringen, er hat volle Muße zum Forschen wie zum Schreiben. Nichts, ebenso, kann willkürlicher sein, als die Einschnitte, welche in der Darstellung des Stoffs gemacht werden. Unverhältnißmäßig lange wechseln mit unverhältnißmäßig kurzen Paragraphen. Noten werden mit der Ausführlichkeit von Text behandelt, und in den Text wird aufgenommen, was unter den Zeilen stehen sollte. Man sieht: es fehlt dem Verfasser an jeder didaktischen Routine; es ist ihm ungewohnt, auf ein lernbegieriges Publicum Rücksicht zu nehmen; er schreibt wie er studirt und er studirt mit völlig unreflectirtem, rein sachlichem Interesse. Zuweilen zwar tritt auch er vor ein Publicum; aber dieses Publicum besteht aus den illüstersten Männern der Wissenschaft. Sein Auditorium sind nicht die Jünger, sondern die Meister der Gelehrsamkeit, nicht Studenten sondern Akademiker. Auch hier daher will er mehr mittheilen als dociren, und statt eines planen, systematisirten und autoritativen Lehrvortrags tritt uns das Fragment einer Untersuchung entgegen, die uns gleich sehr durch ihre anspruchslose und tiefe Bescheidenheit wie durch ihre hohe Freiheit und die aristokratische Haltung ihrer Formen imponirt.

Während aber so die wissenschaftlichen Arbeiten Humboldt's gleich sehr von aller zumftmäßigen Form wie von jener weltmännischen Darstellungsmanier entfernt sind, die im Ton der englischen Essays herrscht und welche dort eine Folge des wissenschaftlichen Interesses der gesammten höheren Klasse der Gesellschaft ist, so kann es endlich scheinen, als ob hin und wieder die staatsmännische oder die diplomatische Praxis des Mannes sich in seiner wissenschaftlichen Methode und Sprache reflectirte. Man hat von der „staatsmännischen Behutsamkeit und Vorsicht in seinen Worten“ gesprochen.¹⁾ Die Wahrheit ist, daß die Feinheit und Subtilität des Humboldt'schen Geistes ihn ebenso zum Meister im diplomatischen Verkehr machte, wie sie seinem Vortrag einen diplomatischen Schein

1) Steinthal, „Die Sprachwissenschaft Wilhelm's von Humboldt,“ S. 29. Hin und wieder charakterisirt derselbe die Humboldt'sche Darstellung sehr treffend. So namentlich „Die Classification der Sprachen“ S. 22. Vgl. zu dem Obigen auch Böckh, in Mundt's *Zodiacus* Septbr. 1835, S. 168.

leicht. Es sind jedoch mehr speculative Elemente in seinem staatsmännischen Auftreten, als staatsmännische in seinen theoretischen und schriftstellerischen Leistungen. Wir vermögen in den Documenten seiner wissenschaftlichen Thätigkeit nur in sehr geringem Maaße den Einfluß zu erkennen, welchen sonst die Beschäftigung mit praktischen Problemen selten auszuüben verfehlt. Die Diplomatie konnte diesen Geist nicht subtiler machen, und die politische Praxis hat sein Urtheil kaum zugreifender, seine Darstellung kaum bländiger und planer gemacht. Seine linguistischen Aufsätze, es ist wahr, sind weniger steif als die „ästhetischen Versuche“ und von größerer wissenschaftlicher Präcision als die Abhandlungen in den Foren, aber sie haben in der einen wie der anderen Rücksicht nicht in dem Grade gewonnen als man von dem Verfasser jener fließenden, eleganten und lichtvollen Denkschriften über politische Gegenstände erwarten sollte. Nur in Einem Punkte haben wir stets den Eindruck gehabt, als ob sich in der Behandlung wissenschaftlicher Fragen die Gesinnung des liberalen Welt- und Staatsmanns abspiegele. Jene skeptische Bescheidenheit im Urtheilen, jene Einschränkung einer Behauptung auf bloß relative Geltung entstammt offenbar ebenso oft aus intellectuel-ler Gewissenhaftigkeit, als aus jener gebildeten Urbanität, die im Charakter ihren Grund hat und die durch den socialen und politischen Verkehr mit Menschen zu einer virtuoson Gewohnheit werden kann. Weniger die diplomatische Behutsamkeit als die diplomatische Höflichkeit scheint sich auf die wissenschaftliche Ansicht und deren Ausdruck zu übertragen. In Beziehung auf die Beurtheilung fremder Leistungen, auf die Kritik fremder Ansichten versteht sich diese urbane Haltung von selbst. Aber auch die Sprachen beleben sich ihm zu persönlichen Wesen, welche mit rücksichtsvoller Schonung behandelt sein wollen. Jedes absprechende Urtheil würde sie oder ihren Genius verletzen. Es würde nicht bloß die Sprachen, sondern auch die Völker treffen. Es würde ein Unrecht gegen die Menschheit und ein Verstoß gegen die Humanität sein.¹⁾ Die chinesische Sprache ist es vor Allem, welcher diese Auffassung und diese Denkart zu gute gekommen ist. In dem Schreiben zumal an Abel-Rémusat verbindet sich die persönliche Höflichkeit gegen den Begründer des

1) Einleitung in die Kawi-Sprache, a. a. D. 309. 311.

chinesischen Sprachstudiums nicht weniger mit jener allgemeinen Humanität wie mit der wissenschaftlichen Delicatesse des Brieffstellers.

Wir haben bis hierher, wenn wir die Darstellungsweise Humboldt's zu charakterisiren versuchten, noch nicht eigentlich seinen Stil im Auge gehabt; allein wir kennen den allgemeinen Typus dieses Stils seit dem Versuch über die Grenzen der Staatswirksamkeit. Ein allzu bewußtes und dabei doch unsicheres Bemühen um formelle Vollendung beeinträchtigte die Haltung der späteren Aufsätze und ließ dieselbe zwischen poetischer Fülle und scholastischer Trockenheit schwanken. Auch dieses Schwanken jedoch ist vorübergegangen, während das ursprüngliche Ideal dasselbe geblieben ist. Seit dem römischen Aufenthalt trugen die stilistischen Studien, welche Humboldt unter Schiller's Einfluß gemacht hatte, ihre Früchte, und fixirte sich mit der Form seines Geistes die Form seiner Ausdrucks-, seiner Rede- und Schreibweise. Je mehr die Natur des Gegenstandes, welcher jetzt das Thema der Darstellung bildet, zur „Anspannung aller verbündeten Gemüthskräfte“ auffordert, je klarer das Zusammenwirken aller geistigen Thätigkeiten als die Regel der wissenschaftlichen Methode anerkannt ist, desto freier und natürlicher schmiegt sich nunmehr die sprachliche Gewandung dem Körper der Darstellung an. Humboldt selbst giebt uns die Bezeichnung und die Charakteristik seines Stils durch die Unterscheidung an die Hand, die er in der Abhandlung über das vergleichende Sprachstudium zwischen dem „streng wissenschaftlichen“ und dem „rednerischen“ Gebrauche der Sprache macht. Der Sprechende, führt er aus, kann das Wort mehr als Abbild oder Zeichen nehmen und vermöge der Kraft der Abstraction kann dies dem Geiste in hohem Grade gelingen. Aber er kann auch, „indem er alle Pforten seiner Empfänglichkeit öffnet,“ die volle Einwirkung des eigenthümlichen Stoffes der Sprache, des individuellen Gepräges der Worte aufnehmen. Der Redende kann zu dieser letzteren Weise, die Sprache aufzunehmen, durch den Gebrauch, den er von ihr macht, den Anstoß geben; die Anwendung z. B. eines dichterischen, der Prosa fremden Ausdrucks, wird die Wirkung haben, „das Gemüth zu stimmen, ja nicht die Sprache als Zeichen anzusehen, sondern sich ihr in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit hinzugeben.“ Es kann, dünkt uns, keine Frage sein, daß dieser Terminologie zufolge der Humboldt'sche Stil überwiegend auf dem rednerischen Gebrauche der

Sprache beruht. Alle Schwierigkeit, wie aller Reiz desselben hängt mit dieser seiner Natur zusammen. Er giebt in der That nur die Richtung und die Regel zur Auffindung des Gedankens, und er nöthigt den Leser, durch die gleiche Energie und Gesamthätigkeit des Geistes, auf individuelle Weise das Vorgetragene für sich selbst zu erringen. Er gleicht jener Geheimschrift, die nur verständlich wird, wenn sie von dem Empfänger auf die Skytala aufgewunden wird. Dieser Typus erscheint in jeder Zeile der Einleitung in die Kawi-Sprache, und er ist noch zu spüren in der Nähe jener Wort- und Formentabellen, auf die wir in der Mitte des großen Sprachwerks stoßen. Ueberall, wo die Untersuchung sich vertieft, regt sich in der Humboldt'schen Sprache wie lebendiges Wachsthum: auch da, wo nur Material angesammelt zu werden scheint, verschwindet selten jede Spur ihrer gebundenen Lebenskraft; man sollte inmitten einer trockenen grammatischen Untersuchung alle Vegetation erstorben glauben, man ist gefaßt darauf, nur über erloschenen Aschenboden fortzuschreiten: — da streckt sich auf einmal ein grüner Zweig hervor, ein Luftzug erhebt sich plötzlich, und ein glühender Punkt wird unter der Asche sichtbar.

Für den vollendetsten Stil zum Behuf der Darstellung wissenschaftlicher Ideen hatte Humboldt ehemals den Schiller'schen erklärt. Es ist interessant zu bemerken, wie sehr und wie individuell bei aller Verwandtschaft mit diesem der seinige gerade auf der höchsten Stufe der Vollendung davon verschieden ist. Der Stil, in welchem Fichte seine Wissenschaftslehre, Humboldt seine Einleitung schrieb, sind zwei verschiedene Gattungen. Es ist dieselbe Stilgattung, unter welche diese Einleitung und die Schiller'schen Briefe über die ästhetische Erziehung fallen. Aber dennoch könnte man ebenso leicht die Gesichtszüge beider Männer als ihre Schreibart verwechseln. Mit leidenschaftlicher Phantasie arbeitet der Eine, jeden aufkeimenden Gedanken zu versinnlichen und Stamm wie Zweige mit dem Grün der Anschauung zu umkleiden. Nicht am Feuer poetischer Leidenschaft, sondern am milden Strahl einer vollkommen leidenschaftslosen Einbildungskraft bekommen die Ideen des Andern ihr sanftes, dem Auge wohlthuendes Grün. Dort schüttet die Phantasie ihren Reichthum unmittelbar vor uns aus, hier scheint sie dem Verstande bloß eine Anweisung auf die in ihr verborgen liegenden Schätze zu ertheilen. Dort eine Fülle der

Bilder, die in jedem Satze den Dichter verräth, hier eine Bescheidenheit im Bildergebrauche, die für einen Dichter Armuth sein würde. Wo es Humboldt gelingt, einen Gedanken in die Form der Anschauung zu gießen, da sind oft seine Ausdrücke von einer ergreifenden Sinnlichkeit und von wunderbar bezeichnender Kraft. Aber nicht immer gelingt es; es werden wiederholt Ansätze gemacht, das Gedachte zu sinnlicher Form herauszuarbeiten; zugleich mit dem Verstande wird die Einbildungskraft in einer peinlichen Schweben und in ermüdender Anspannung erhalten. Dem Sinnlichen selbst wird nur selten die sinnlichste Seite abgewonnen. Nicht das Körperliche, sondern das Flüchtige, Ungreifbare, das Geistige an der materiellen Welt giebt den Stoff für die Bekleidung der Idee her. Es ist die zitternde Saite, der rollende Körper, der Duft der Ferne, der Hauch des Mundes, was sich dem Gedanken zur Verbildlichung herleihen muß. Es ist noch häufiger die Anschauung der inneren Welt, in welche zurückgegriffen wird. Die Idee wird im Spiegel zarter Empfindung oder milder Begeisterung gezeigt, ja Ideen spiegeln sich in Ideen und werfen nun ihr reflectirtes energisches Licht auf die Fläche der Sprache. So entsteht ein feines Gespinnst, dessen zarter, aber zuweilen überaus glänzender Stoff dem langathmigen, aber reinen und niemals unsymmetrischen Bau der Sätze entspricht. Man hütet sich, wenn man mit dem Auge liest, dieses feine Gespinnst nicht zu zerreißen; man würde an den Vorleser fordern, daß er mit ununterbrochenem Vortrag und mit gleichmäßig getragener Stimme recitire.

Es ist eine Stelle, im zweiten Bande des Kawi-Werkes, wo der Verfasser auf das grammatische Studium im alten Indien zu sprechen kömmt. Man erkenne daran, daß der Geist, der sich in den Sprachen ausdrückt, auch in ihren Bearbeitern Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch nachklinge.¹⁾ Man kann diese Aeußerung nicht lesen, ohne sie auf Humboldt selbst und sein Verhältniß zu der edelsten der Sprachen anzuwenden, die geredet worden sind, seit diejenige verklungen ist, in welcher Demosthenes seine Landsleute zum letzten Kampfe für ihre nationale Selbständigkeit begeisterte. Die deutsche Sprache ist der tiefe Boden, auf welchem allein die Sprachforschung

1) H. a. D. S. 292.

dieses Mannes erwachsen konnte. Ihr Genius leuchtete ihm in den Bau der Sprachen America's und Australien's hinein. Sie vertraute ihm das bis dahin unerschlossene Geheimniß des Werdens und Wesens aller Sprache. Sie schmückte ihren Vertrauten, so oft er sich ihr in wissenschaftlicher Darstellung hingab, mit ihren schönsten, wenn auch bescheiden sehenden Kränzen. Und er empfand und schätzte den ganzen Werth der Muttersprache. Fast niemals hatte er das Bedürfniß, für den Ausdruck seiner Gedanken in den Wörterschatz einer fremden Sprache hinüberzugreifen. Gefflissentlich verzichtete er, dem es ein Leichtes gewesen wäre, französisch oder englisch zu schreiben, durch den Gebrauch des Deutschen für seine sprachwissenschaftlichen Schriften, auf einen weiteren Leserkreis.²⁾ Nur im Verkehr mit ausländischen Gelehrten oder gelehrten Körperschaften, deren Mitglied er war, bediente er sich der fremden Idiome. Es bedarf kaum der Bemerkung, daß diese französisch und englisch geschriebenen Stücke Zeugniß von der vollkommenen Meisterschaft auch im wissenschaftlichen Gebrauche zweier Sprachen ablegen, deren conversationelle und diplomatische Handhabung ihm geläufig war. Aber erwarten könnte man, daß der Genius der französischen Sprache ihn zu schärferer Pointirung, der Genius der englischen Sprache zu planerer und einfacherer Fassung seiner Ideen gezwungen haben werde. Wenn wir dem Eindruck trauen dürfen, den die Lectüre des an Sir Alexander Johnston gerichteten Essay auf uns gemacht hat, so ist das Letztere in der That der Fall gewesen. Wir können nicht finden, daß der französische Ausdruck ihn zu ähnlichen Concessionen an den französischen Geist vermocht hätte. Die Lettre au Abel-Rémusat ist im reinsten Französisch, aber keinesweges in französischer Manier geschrieben; sie nöthigt die Höflichkeit und Geschmeidigkeit der Weltsprache, sich ganz der Humboldt'schen Gedankenweise anzuschmiegen und mit ihrer Eleganz dem Tiefinn deutscher Forschung zu Willen zu sein.

Offenbar nun ist der Versuch, die letzten und allgemeinsten Ergebnisse dieser Forschung faßlich und übersichtlich darzustellen, dem Versuch einer Uebersetzung derselben in eine fremde Sprache nahe verwandt. Die charakterisirten Eigenthümlichkeiten der Humboldt'schen

2) Vorrede zur „Prüfung der Untersuchungen,“ S. W. II. 4.

Denk- und Darstellungsweise reden einem solchen Unternehmen das Wort, wie sie dessen Schwierigkeiten augenfällig machen. Von dem Gehalt und der Tiefe jener Ideen soll nichts verloren gehen. Sie ganz loszulösen von der Eigenthümlichkeit des Geistes, in dem sie entstanden sind, hieße sie zerstören. Dennoch soll nur ihr Kern dargestellt werden. Dennoch sollen sie der ihnen anhaftenden Dunkelheit entkleidet, sie sollen geordnet und gruppiert, befestigt und präcisirt werden. Hier ist eine Aufgabe, die nur annäherungsweise gelöst werden kann. Zwar einen Fehler früherer Darsteller zu vermeiden, wird uns leicht sein. Die Humboldt'schen Gedanken von einem vorgefaßten System=Standpunkt zu kritisiren, oder sie, sei es bewußt oder unbewußt, in die Anschauungen eines solchen Systems umzuformen, haben wir keinerlei Versuchung.¹⁾ Es ist dagegen wahrscheinlich, daß wir im Widerstreit der beiden angegebenen Rücksichten mehr gegen die eingehende Zartheit verstoßen als die Schärfe und Deutlichkeit zum Opfer bringen werden. Vielmehr aber: wir werden uns bemühen, eher nach dieser als nach der entgegengesetzten Seite zu fehlen. Denn es ist verführerisch, sich den Formen dieses Geistes hinzugeben, aber verdienstlicher ist es, seinen Gehalt in allgemeinerer Weise dem Verständniß zugänglich zu machen.

1) Daß wir die Steinthal'schen Darstellungen von diesem Fehler nicht völlig freisprechen können, haben wir schon gelegentlich angedeutet. Daß aber vollends die Hegel'sche Scholastik nicht im Stande ist, Wilhelm von Humboldt sei es darzustellen, sei es zu kritisiren, hat bereits Steinthal an dem thörichten Buche von Max Schasler, „Die Elemente der philosophischen Sprachwissenschaft Wilhelm von Humboldt's“ (Berlin, 1847) zur Genüge nachgewiesen.